

Zur Topographie des romanischen Schwäbisch Hall

Von Eduard Krüger

In der „Schwäbischen Heimat“ (1956, Heft 3—4, S. 13 ff.) werden über die Entwicklung des Haller Stadtgrundrisses in Anlehnung an die österreichischen Forschungsergebnisse Adalbert Klaars Gesichtspunkte vorgetragen, die der Verfasser nicht zu teilen vermag. Sie lauten:

1. Ein „Hochadelsbezirk“ sei auszuscheiden, und eine „Pfalz“ habe auf dem späteren Gelände der Franziskaner bestanden. Zwischen dem Sitz der Herrschaft und dem Haal als „Arbeits- und Wohnstätte der Salzsieder“ hätte die „Marktsiedelung der Bürger“ gelegen.

Gewiß ist unter dem späteren Refektorium der Franziskaner von 1236 (Am Markt 5) ein älteres Bauwerk feststellbar. Aber könnte dieses nicht auch zu St. Jakob gehört haben, von dem der Chronist Widmann (S. 58) behauptet, daß es einen frühen Klosterbau besessen habe? Die Sitze der Herren lagen hofartig frei über das südliche und östliche Ortsgebiet zerstreut, sie bildeten kein geschlossenes Quartier. Die Haalinsel wird kaum die Wohnstätten der Salzsieder beherbergt haben, zumal wir zuvor ausführten, daß Überflutung fortwährend drohte. Die Haalgeschichte klagt ja ständig über die Wassersnot, die Salzquelle ertrank oftmals. Die Salzsieder hatten vielmehr östlich, jenseits des Blockgassenkochers, wo das Gelände ansteigt, ihre Sitze; dort sind sie noch in den spätesten Zeiten zu finden. So bestechend es ist — das verlockende Bild von den geschlossenen Quartieren der sozialen Schichten läßt sich für Hall nicht aufrechterhalten. Man wohnte in lockerer Ordnung verhältnismäßig frei durcheinander. Nach und nach fand sich die Oberschicht im Südosten dichter zusammen. Festumrissene Bezirke für „Sieder“ und „Bürger“ hat es kaum gegeben, zumal die Sieder ja auch Bürger waren.

2. Ein „Dreiecksmarkt“ mit dem Charakter eines „Kaufmannshofes“ hätte auf dem Platz „Hinter der Post“ gelegen.

Diese Dreiecksform ist jedoch aus den heutigen Grundstücksgrenzen nirgends abzulesen. Der an mehreren Stellen geöffnete Boden ergab immer wieder die jetzigen Begrenzungen und eine rechteckige Platzform. Daß auf dieser Fläche kaufmännische Tätigkeit herrschte, ist nicht zu bezweifeln; der Platz führte ja auch den Namen „Salzmarkt“, und das Salzhaus lag an ihm. Übrigens zeigt der in der „Schwäbischen Heimat“ zum Beweis des Dreiecksmarktes vorgeführte Grundriß durchaus rechteckige Platzgrenzen.

3. Die westliche Seite des Dreiecksmarktes, gegen die Blockgasse zu, hätte aus Kaufmannswohnungen, „ausgesprochenen Stapelhäusern“, bestanden.

Nun fallen gerade diese Behausungen durch ihre ungewöhnliche Schmalheit, auch in den Kellern, auf: sie messen nur 3,7 bis 6 m Breite. Kaufmännische Stapelhäuser — sie weisen auf Fernhandel hin, und den besaß Hall nicht — zeichnen sich durch bedeutende Breitenentwicklung aus. Unsere Einwohnerschaft produ-

zierte jedoch handwerklich in ihren Wohnungen und bedurfte keiner Stapelhäuser. Die strenge Zunftordnung ließ keinen größeren Betrieb hochkommen. Nur die Salzsieder wirtschafteten genossenschaftlich. Sie verhandelten vom Salzhaus aus gemeinsam ihre Erzeugnisse nach dem vom Haalgericht genau festgelegten Plan. Das neue Bild vom althällischen Kaufmannsleben scheint allzusehr von der Hansa beeinflußt worden zu sein.

4. Die beiden Gotteshäuser St. Jakob und St. Martin (St. Katharina) werden als „Gegen- oder Prozessionskirchen“ bezeichnet.

Über solche Gegenkirchen mag allenfalls eine Bischofsstadt oder ein bedeutendes Kloster verfügen. Aber unter Konrad III. (und auch später) konnte sich Hall niemals ähnlich reicher kirchlicher Einrichtungen rühmen. St. Jakob und St. Martin gehören außerdem zu zwei ganz verschiedenen Mutterkirchen, nämlich zu Steinbach und zu Westheim. Sie entstanden auch zu ganz verschiedenen Zeiten. Ihre Bauplätze sind kaum in tieferer Absicht und bewußt aufeinander abgestimmt worden.

5. St. Jakob, die Haalquelle und St. Martin (St. Katharina) befänden sich auf einer geraden Linie; deshalb erhebe sich die Frage, ob nicht eine Furt im Kocher vorhanden gewesen sei, die zur Kirchgasse hinüber führte.

Die Haalquelle liegt 10 m nördlich der Verbindungslinie St. Jakob—St. Martin. Dort jedoch, wo eine Furt vermutet wird, kann sie sich niemals bilden. Betrachten wir die geologischen Zustände. Der Kocherspiegel liegt 273 m hoch, bis zur Mitte der Kirchgasse steigt der Muschelkalkfelsen auf 288 m, also 15 m hoch auf, und bildet einen schroffen Prallhang. Vor solchen Steilwänden können strömungstechnisch nie seichte Gewässer, also Furten, entstehen; im Gegenteil — hier werden besonders tiefe Wasserlöcher und Gumpen ausgewaschen. Um dem scharfen Absturz des Prallhanges auszuweichen, führt ja die Landstraße der „Langen Gasse“ weit nach Süden und erreicht erst nach 300 m Umweg über die spätere Zollhüttengasse den Flußübergang. Sie hätte, falls eine Furt vorhanden gewesen wäre, sich diese doch sofort zunutze gemacht und damit die Entfernungen bedeutend verkürzt.

6. Ein salischer Ortsausbau (der bis 1125 reicht) sei in Gegensatz zu einem hohenstaufischen (bis 1268) zu stellen. Dem letzteren wäre der Bezirk östlich der Linie Obere Herrengasse—Marktstraße zu verdanken.

Es kann sich in hohenstaufischer Zeit nur um eine Verdichtung innerhalb bestehender Ortsgrenzen handeln. Allerdings erfolgte unter hohenstaufischem Szepter ein großartiger Ausbau. Denn nun werden sehr monumentale Züge in das bisherige Ortsbild getragen. Nämlich: das große Münster St. Michael 1141, das Spital 1156, die Anlegung des „Oberen Marktes“ (also des heutigen Marktplatzes) für die neue Michaelsmesse 1156, die Kirche St. Johann mit ihrer Komthurei 1185, die Neugestaltung des Chores von St. Jakob 1225, die Errichtung des neuen Königshofes um 1240, die neue Choranlage für St. Martin (St. Katharina) um 1240, die Schöntaler Kapelle, die erste Stadterweiterung über den Blockgassenkocher hinweg um 1250 und damit die Errichtung einer neuen Befestigungslinie von 596 m Länge, die Umstellung der Saline auf Großbetrieb und endlich die Neugestaltung alter Adelssitze. In der Umgebung wächst 1230 die Burg Limpurg mit der Kirche St. Urban aus dem Boden, gleichzeitig erlebt das Kloster Komburg seine zweite, große Baublüte. Draußen auf dem Land erstehen viele Burgen. Für-

wahr — aus einer großen Gesinnung sproßte eine überreiche Ernte. Bis tief in die Gotik hinein waren nur noch bescheidenere Bauaufgaben zu erfüllen.

Der Verfasser wagt es nicht, genaue Grenzen zwischen einer salischen und einer hohenstaufischen Ortsfläche zu ziehen; Bodenfunde geben keine Veranlassung hierzu. Es scheint besser zu sein, sich der oben geschilderten, natürlichen Schranken zu erinnern: Schuppachbett, Blockgassen-Kocher und Schiedgraben. Diesen Bezirk halte ich für den Lebensraum der salischen und der hohenstaufischen Zeit. Das Haal lag abseits auf der Kocherinsel.

Stellungnahme von Hansmartin Decker-Hauff

„Die Haller Ansiedlung entwickelte sich auch nicht auf Befehl irgendeines Herrn. Das freie Grundrißbild beweist dies. Wäre am Anfang ein lenkender Wille vorhanden gewesen — unsere Bauten würden bewußter aufgestellt worden sein und die Straßen verliefen strenger. Der Ort Hall ist nach und nach gewachsen.“

Daß Siedlungen von großer geschichtlicher Bedeutung gewissermaßen von selbst, aus sich heraus, ohne Mitwirkung eines Herrn, eines Stadtgründers, ja überhaupt ohne Hilfe eines Herrn entstanden seien, hat zuerst K. Weidle am Beispiel Tübingens wahrscheinlich zu machen versucht. Daß dieser Nachweis nicht zu erbringen und der Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt sein müsse, ist jedem klar, der nicht nur auf eine Stadt und ihre Entwicklung schaut, sondern der versucht, die Entwicklung unserer mittelalterlichen Städte im größeren Zusammenhang zu sehen. Mit gutem Recht weist deshalb E. Krüger Weidles Vorstellung von der kleinräumigen, von Generation zu Generation immer stückchenweise vorgeschobenen Stadterweiterung zurück. Wenn Krüger jedoch Weidle auch in dessen Theorie von der „Stadt ohne Herrn“ folgt, so kann man darauf nur antworten: Alle Städte Zentraleuropas wachsen auf der gleichen Rechtsgrundlage und in gleicher Art, nur Tübingen und Hall sollen eine Ausnahme bilden.

Daß Hall anfänglich, wie manche andere Stadt, etwas mehr Grünflächen innerhalb seiner Mauern besaß, ist denkbar. Ein Blick auf das zur Verfügung stehende Gelände ergibt jedoch, daß diese Grünflächen weder potentielles Ausbauland innerhalb der Mauern (so Wien, Nördlingen, Nürnberg und viele andere) noch durch Mauern eingegrenztes Weinbaugelände (so Köln, Eßlingen, Schaffhausen, Zürich und viele andere) waren. E. Krüger fordert „bewußtere“ Aufstellung der Hauptbauten und „strengeren“ Verlauf der Straßen, um an eine Planung eines Herrn glauben zu können, doch sollte man nicht übersehen, daß in vielen Fällen stark gefaltetes und durch Wasser für Stadtplanung bereits weitgehend präjudiziertes Gelände auch bei ganz systematischer Planung und Durchführung doch ein sehr bewegtes, nicht sofort überschaubares Stadtbild bewirken kann. Ein so stark durchfurchtes Gelände wie etwa in Eßlingen, Zürich, Salzburg, Horb zwingt eben auch bei konsequenter Planung zur Anpassung an das Terrain. Eine in der Ebene angelegte Stadt wird immer „konsequenter“ erscheinen (Heilbronn, Straßburg, Wien).

Seit meiner kleinen Skizze in der „Schwäbischen Heimat“ 1956 ist eine Reihe von Untersuchungen zur Entwicklung und frühen Geschichte schwäbischer und anderer süddeutscher Städte erschienen. Sie alle zeigen ausnahmslos, daß am Anfang wie in der ersten Entwicklung einer Stadt der Gründer und Herr steht, ganz einerlei, ob es sich dabei um einen Kleinen oder Großen, Geistlichen oder Weltlichen handelt. Ein einfaches Zusammensiedeln städtegründungswilliger